

NZZ 02.09.2021

## Das postsexuelle Zeitalter hat begonnen. Seit Liebende sich als Partner einer temporären Zweckgemeinschaft verstehen, erlischt das Feuer der Leidenschaft

Romantische und darum komplizierte Liebe war früher. Heute verspricht ein neues Modell die Befreiung von allem Herzschmerz.

Hans Ulrich Gumbrecht

**Vielleicht sind diese Wagen in den fünfziger Jahren nur gebaut worden, damit die jungen Leute darin die Hingabe an das Küssen lernten.**

Dass einer der beiden Grossväter einundzwanzig Jahre vor meiner Geburt gestorben war und neben ein paar Fotografien nur dünne Erinnerungen hinterlassen hatte, machte mir zu schaffen. Denn ich sehnte mich nach einer Familiengeschichte, die tiefer gehen sollte als über Generationen weitergegebene Namen, Berufe und ungewisse Ähnlichkeiten in den Gesichtszügen.

Doch Leidenschaft unter den Vorfahren hatte sich eigentlich nur einem einzigen Schwarz-Weiss-Bild aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg eingeprägt: die Grossmutter im Rüschenkleid auf hohen weissen Schuhen und mein Grossvater mit der Hand lässig in die Hüfte gestützt, noch keine zwanzig Jahre alt und einander strahlend zugewandt. Das war der Tag, redete ich mir ein, an dem Vinzenz um Marias Hand angehalten haben musste.

Enkeln von heute liegt wenig an solchen Affekt-Traditionen. Wie ganz anders es früher gewesen war, wollen sie von mir wissen: als die Leute, mit denen man telefonierte, noch nicht zu sehen waren; als die Eltern sonntags zum Hochamt gingen, wo nur ihr Sohn im Ministrantengewand dem Priester assistieren durfte, während die Tochter in der Bank knien blieb; und als kein Zukunftshorizont aufregender war als der mit sechzehn zu absolvierende Tanzkurs. Wie sehr wir es damals auf Küsse abgesehen hatten, finden meine Enkel bizarr, während ich ungeduldig werde, weil sie mir immer noch nicht vom ersten Freund oder von der ersten Freundin erzählen.

In unserem Jungen-Leben nach dem Stimmbruch nämlich drehte sich alles um die «feste Freundin». Kein Handballsieg und schon gar keine Prüfungsnote konnte mit ihrer Wirkung auf Selbstgefühl wie Prestige konkurrieren. Und jeder kleine Schritt zu mehr Körpernähe musste gleich zum nächsten Schritt führen. «Zusammen schlafen», wie wir uns kaum zu sagen trauten («umarmen» klang auch nicht richtig), war das eine Ziel, mit dem wir beständig beschäftigt waren und auf das überall sogenannten freizügige Bilder im Marilyn-Monroe- und Brigitte-Bardot-Stil verwiesen.

### Ekstatische Beziehungen

Genauso klar hatten wir das bedingungslose Verbot im Kopf, das die feste Freundin verpflichtete, aus Angst vor Schwangerschaft als der schlimmstmöglichen Wendung die Erfüllung des einen Wunschs bis zur Heirat – oder mindestens bis zur Verlobung – aufzuschieben. Nichts war unmöglicher als das, was wir am meisten begehrten. Um die Maturazeit kamen dann erste Gerüchte von der Antibabypille auf. Doch da sie erst einmal

verschreibungspflichtig und deshalb verheirateten Frauen vorbehalten blieb, dauerte es noch lange, bis entsprechende Utopien Wirklichkeit wurden.

Diese Verschachtelung von erotischer Leidenschaft mit der Ehe, die wir ebenso frustrierend wie natürlich fanden, war erst nach 1800 im Zug der Romantik zu einer Institution der bürgerlichen Welt geworden. Zuvor hatten je besondere Kriterien von besitz- und ansehensorientierten Interessen für alle Stände der Gesellschaft die Auswahl wie das Verhalten von Eheleuten bestimmt. Erotische Intensität sahen sie als einen Gegensatz an, der ausserhalb ihres auf Dauer angelegten Bundes lag – nie entschiedener als im Mittelalter.

Das Verständnis dieser im doppelten Sinn romantischen Ehekonstruktion verdanken wir [dem Westschweizer Historiker Denis de Rougemont](#). Sein Buch «L'Amour et l'Occident» aus dem Jahr 1939 zeigte zum ersten Mal, wie im mittelalterlichen Tristanroman das wegen Isoldes Ehe bestehende Erotikverbot ein Leiden begründete, welches die beiden Liebenden zum Ideal wahrer Leidenschaft erhob – und auch zum Ursprungsmodell persönlicher Tragödien machte.

Ausgerechnet die ursprünglich eheferne Extremversion einer ekstatischen Zweierbeziehung war dann seit dem 19. Jahrhundert zum Selbstverständnis verheirateter Paare geworden. Allein die leidenschaftliche «Liebe des Lebens» sollte zum Traualtar führen, «Vernunftfehen» galten als Notlösung. Und obwohl dieses Modell Ehegatten und Nachkommen regelmässig überforderte, behielten Scheidungen den Status einer nach Kräften zu vermeidenden Ausnahme.

In der Auffassung der Gegenwart nun gehen Leidenschaft, Liebe und Ehe, die fast zwei Jahrhunderte lang neben dem Alltag auch unsere Imagination beherrschten, zunehmend in Beziehungen von Partnerschaft über. Wie Freunde bindet Partner keine Pflicht aneinander, doch anders als bei Freunden gibt es unter Partnern stets praktische Gründe, die ihre Gemeinsamkeit nahelegen.

## **Flexible Partnerwahl**

Könnte man also sagen, dass wir erleben, wie eine erfolgsorientierte Version von Freundschaft die Liebe als Grundform gesellschaftlicher Existenz ersetzt? Im europäischen Spanisch ist immerhin an die Stelle der traditionellen Wörter für Freund, Geliebte und Frau oder Mann der pauschal affekt-, geschlechts- und sogar ironieneutrale Begriff «pareja» getreten, der einfach «Partner» bedeutet und allen denkbaren Alltagsmotivationen offensteht.

Kinder zu haben und zu erziehen oder die Intensität von Leidenschaft zu spüren, sind keinesfalls mehr die mit Gewissheit zu erwartenden oder gar verpflichtenden Hauptgründe von Ehen. Wenn die Feier der Hochzeit früher das Glück der grossen Liebe und die Ernsthaftigkeit einer beginnenden Dauer hervorhob, so wird nun umgekehrt meist der Rückblick auf eine anhaltend positive Erfahrung des Zusammenlebens und auf den aus ihr entstandenen Freundeskreis zum Anlass eines Fests.

Irgendwelche Grenzen für die Funktionen, Formen und die Zeitlichkeit von Partnerschaften, die aufgrund bestimmter gesetzlicher Vorteile oder einfach aufgrund der Freude am öffentlichen Status zur Ehe werden, gibt es jedenfalls nicht mehr. So muss wohl auch das

Konzept der «Lebensabschnittsbegleiter» entstanden sein, mit dem der Traum von einer «Liebe des Lebens» endgültig verabschiedet ist. Jeder neue Abschnitt der Existenz rückt andere Inhalte für die privaten Stunden in den Vordergrund und lässt so die Wahl auf immer neue Partner fallen. Den Aufwand einer Heirat mit folgender Scheidung erspart man sich dann.

Unter solchen Vorzeichen von Partnerschaft gewinnen Zweier- wie Familienbeziehungen an Vernünftigkeit und entschärfen zugleich die Spannung des latenten Paradoxes in der traditionell romantischen Ehe als auf Dauer gestellter Leidenschaft. Doch wenn ich mich an die Welt meiner Jugend erinnere, überfällt mich manchmal die Frage, wo die alte Leidenschaft, die Erotik und die Intensität von Sex in unserer Gegenwart der stressfreien Beziehungen ihren Ort gefunden haben könnten. Geben sie den Paaren von heute noch das singulär-unersetzliche Fundament ihres Zusammenlebens? Oder haben gemeinsames Kochen nach Michelin-Rezepten, Wanderungen über Risikopfade, Kulturreisen, Konzerte, Tennis und Skifahren aufgeschlossen?

Und nicht nur die Dimension von Intimität in den langfristigen Beziehungen könnte sich verschoben haben. Auch die Präsenz von Pornografie oder (längst zu «Sexarbeit» gereinigter) Prostitution, die früher ostentativ aus der Gesellschaft ausgeschlossen und doch immer zugänglich waren, ist nicht mehr dieselbe. Hat das Web all die Bilder und Wörter absorbiert, um sie für entspannten Privatkonsum verfügbar zu machen? Es gab eine Zeit, wo sich aufgeklärte Geister verpflichtet fühlten, direkt und ohne Tabus über Sexuelles zu sprechen. Heute reagieren wir auf solche Sätze eher wie auf ein Parfum, das sich mit allzu schwerem Geruch aufdrängt – und ringen uns doch noch zu unaufgeregter Offenheit durch.

### **Renaissance der Keuschheit?**

Hat Partnerschaft also die Leidenschaft aufgehoben? Eine solche Interpretation liesse sich als Verlängerung jener These auffassen, gegen die [Michel Foucault seine Bücher zur Geschichte der Sexualität](#) schrieb. Angeblich hätten wir uns schrittweise von einer seit dem christlichen Mittelalter bestehenden Unterdrückung emanzipiert – und nun verschwinde, könnte man fortsetzen, als überschüssender Effekt der vermeintlich erreichten Befreiung selbst der Wunsch nach Sex ganz aus der Gesellschaft. So gesehen scheint der Partnerschaft eine Aufhebung im hegelianischen Sinn gelungen zu sein. Sind erotische Leidenschaft und die Stabilität von Beziehungen, die sich früher im Weg standen, synthesefähig geworden, seit die Pflichten der Dauer und die Intensität der Leidenschaft ihre Absolutheit verloren haben? Foucault war ein Gegner von solch geradlinigen Entwicklungsthesen. Er versuchte die je spezifischen, oft im Kontrast stehenden Regelungen zu rekonstruieren, unter denen sich zum Beispiel Sexualität in verschiedenen historischen Momenten vollzog.

Auf die Herrschaft des Paradoxes von Leidenschaft und Pflicht in der romantischen Ehe war seit Mitte des 20. Jahrhunderts eine Emphase von Freiheit, Promiskuität und Experimentierlust gefolgt. Mittlerweile haben wir unter dem Vorzeichen von Partnerschaft die Schwelle zu einer Zeit überschritten, die für sich selbst mit gutem Anlass den Begriff postsexuell erfunden hat. Wie müssen wir uns dann, sollte Leidenschaft noch nicht ganz aufgehoben sein, ihre Zukunft vorstellen? Wird es zu jener Renaissance von Keuschheit und Jungfrauenschaft kommen, die als Prognose oder Drohung schon seit der Jahrtausendwende bevorsteht? Oder wartet ein Projekt der Befreiung vom Leiden an der Liebe auf uns?

Die Familienkontinuität von Leidenschaft jedenfalls, nach der ich mich gesehnt hatte, werde ich meinen Enkeln nicht weitergeben können.

Hans Ulrich Gumbrecht ist emeritierter Albert-Guérard-Professor für Literatur an der Stanford University und Professor für romanische Literatur an der Hebrew University of Jerusalem (2020–2023).